Ein Menschenfreund.

Kriminal-Roman von M. L. Maxwell.

(5. Fortsetzung.)

Ueber dieses Mannes Aussehen mußte sie dem Oberinspektor näheren Aufschluß geben. Er hatte sich neben das behaglich knisternde Feuer niedergelassen, hatte eine solche liebenswürdige Miene aufgesetzt, daß Frau Delamere's Nerven dadurch mehr als von Cytor und Cognac beruhigt wurden. Seine lebhaften Augen blickten im Zimmer umher, als bewunderten sie die Photographien der Schauspieler und Schauspielerinnen und die prächtigen französischen Lithographien, mit welchen sie die gebräunten grünen Tapeten geschmückt hatte. Sie beantwortete rückhaltslos alle seine Fragen, allein sie hatte des Mannes Kopf und Schultern nur einen Augenblick lang gesehen, als er hinunterlief. Es wäre Alles dunkel gewesen und sie hätte nur eine Kerze in der Hand gehalten. Dann hörte sie das Hausthor leise schließen, während sie hinuntersah; und dann kam Frau Grogan's Schrei von oben und das Haus wäre voll erschreckter Frauen gewesen, die wissen wollten, was geschehen war. Sie entsann sich schaudernd des Anblickes auf dem Fußboden droben und erzählte ihm, wie Frau Grogan sie aus dem Zimmer gedrängt, die Thür abgeschlossen und den Schlüssel abgezogen hätte.

In der nächsten Minute waren sie Alle oben — Frau Benning und ihr Lehrmädchen, Frau Johnson vom ersten Stock — aber die alte Grogan war energisch genug, die Thür verschlossen zu halten. „Keiner darf hinein, als die Polizei," sagte sie ihnen. Sie wußte nur zu gut, daß, wenn ihre anderen Miether sehen, was ich gesehen, sie nun mehr auf die Kündigung von beiden Stockwerken rechnen konnte. Keiner würde im Hause bleiben, um die Schrecken zu erleben, die ich seither mitmachte."

„Aber meine liebe Dame, sicher wird eine Frau mit Ihrem Verstande..."

„Ach, das ist es eben," unterbrach ihn Frau Delamere scharf. „Hätte ich nicht so viel Phantasie, so könnte ich vielleicht ganz gut unter ihrem Zimmer schlafen, ohne sie zu sehen, wie ich sie vorige Nacht sah, und ohne zum Plafond hinaufzublicken, in der Erwartung, daß die gräßlichen Blutflecken durch die Tünche sickern. Nein, Herr Faunce, ich bleibe nicht eine Stunde länger in diesen Zimmern, als bis ich andere bekommen habe. Natürlich ist das nichts Leichtes in den Weihnachtsfeiertagen, und so muß ich bis übermorgen bleiben. In jedem Fall werde ich der alten Grogan die Miethe für eine Woche bezahlen, sie muß ja ihre Zimmer frisch tapeziren lassen und das Haus nach dem Leichenbegängniß etwas herrichten lassen. Gott weiß, es war lange schon nöthig."

Es war nun geboten, Frau Delamere in liebenswürdiger Weise dazu zu bringen, daß sie frei über die todte Frau sprach, von der sie mehr als Andere im Hause zu wissen vorgab.

„Das arme Ding war eine geborene Dame, wie tief sie auch gefallen sein mochte. Ich glaube eigentlich nicht, daß es wirklich so war, obwohl sie ihre Erfahrungen gehabt haben mußte, wie wir Alle, welchen Gott ein anziehendes Aeußeres gegeben hat."

„Sie war also anziehend, glauben Sie?"

„Das arme entstellte Geschöpf droben .." sagte sie schaudernd, „war sicher einst eine hübsche Frau. Sie war gewiß nur ein Wrack davon, als ich ihr auf der Treppe begegnete. Wenn ich vergessen könnte, wie sie jetzt aussieht!"

Frau Delamere holte eine schmalhalsige Flasche vom Sims herunter, tauchte eine Nadel hinein und stach sich damit ein halbdutzendmal krampfhaft in das Handgelenk.

„Glauben Sie nicht, daß das eine sehr schlechte Gewohnheit von Ihnen ist, gnädige Frau?" fragte der Oberinspektor, sich diese freundschaftliche Ermahnung erlaubend.

„O, ich kann mir nicht helfen, ich könnte ohne dieses nicht leben. Entweder das, oder ich müßte mich zum Fenster hinauswerfen, und ich glaube, Morphium ist das Bessere von beiden."

„Eine anziehende Dame wie Sie, gnädige Frau, sollte ihr Leben nicht für so wohlfeil halten."

Frau Delamere seufzte und schüttelte den Kopf.

„Die hübschesten Frauen haben nicht immer das größte Glück, sonst wäre es dem armen Ding droben besser ergangen."

„Oeffnete sie Ihnen niemals ihr Herz, sprach sie nie frei von ihrer Vergangenheit?"

„Niemals, niemals; obwohl ich sie manchmal zu mir hereinführte, wenn ich hörte, wie sie sich todtmatt die Treppe hinaufschleppte. Sie nahm manchmal eine Kleinigkeit von mir an, einen Hut oder dergleichen, was ich vielleicht in den Kehricht geworfen hätte, sie aber sah darin wie eine Dame aus. Sie hatte so geschickte Finger und war so nett."

„Glauben Sie, daß sie im Anfang Lehrmädchen bei einer Modistin oder Schneiderin war?"

„Der Himmel weiß, aber ich glaube, sie war zu gebildet dazu. Ich zeigte ihr einmal einen Brief von einer Freundin aus Paris, sie las ihn herunter und schrieb die Antwort für mich. Französisch fiel ihr ebenso leicht wie Englisch, aber wo sie die Sprache erlernte und wie sie früher lebte, konnte ich nicht aus ihr herausfinden. Ich erfuhr nichts, als daß sie Jemanden, der fern war, sehr liebte."

„Sagte sie, wo er wäre?"

„Nein, nein, wirklich, ich glaube, sie wußte es selbst nicht. „Ich werde ihn nie wiedersehen," sagte sie einmal. „Wenn er lebt, so hat er mich vergessen; ist er todt, so werde ich nie wissen, wo er liegt; und doch war unser Beider Leben einst so verknüpft, daß ich dachte, das Schicksal könne uns nicht von einander trennen." O, meine Liebe, sagte ich, das Schicksal kann uns schlimme Streiche spielen; ich traue ihm nicht."

„Nach diesen Worten verabschiedete sich Faunce von der Dame. Als er die Thür öffnete, kam ein ansehnlicher, weißhaariger Herr in glänzendem Tuchanzug die Treppe hinauf und sprach scharf:

„Du hättest wirklich heute nicht nach mir schicken müssen, Julia, da Du weißt, daß ich mit der Familie um elf Uhr in der Kirche sein muß."

„Ich hätte nicht nach Dir schicken sollen, wirklich? Vielleicht wolltest Du eine Verrückte finden, wenn Du nächste Woche herangekommen wärst," rief die Dame mit hysterischem Schluchzen.

Faunce streifte den weißhaarigen Herrn auf dem Treppenabsatz und stieg den ersten Stock herunter, wo Frau Grogan ihn erwartete.

„Haben Sie den Schlüssel zu dem Geheimniß gefunden?" fragte sie eifrig.

„Nein, liebe Frau, die Schlüssel wachsen nicht auf den Bäumen."

Sechstes Kapitel.

Ich begann meinen Beruf mit einem sehr kleinen Kapital an Kenntnissen. Mein Vater war in einem Assecuranzcomptoir in einer kleinen Stadt im Norden Englands angestellt; ich ward frühzeitig in eine billige Schule in Calais geschickt, wo ich fünf Jahre verblieb, und in welcher Zeit ich die französische Sprache, aber sonst nicht besonders viel erlernte. Mein Vater starb, als ich noch in der Schule war, und meine Mutter heirathete einen Buchhändler aus der Stadt, in der sie all die Jahre, seit ihrer ersten Heirath, gelebt hatte. Ich sah bald ein, daß ich bei meinem Stiefvater kein Heim hatte, wenn ich nicht ein gemeiner Sklave in seinem Geschäft und danach behandelt werden wollte; als ich also erwachsen war, trat ich in den Polizeidienst. Eifrig jeden Brocken Wissen aufpickend, war ich ein fleißiger Zeitungsleser, denn es schien mir, daß ein großer Theil der Bildung aus einer guten Zeitung gewonnen werden kann. Ich verschlang alle Romane, die ich irgend bekommen konnte, und in der Zeit, in welcher sich andere junge Männer Unterhaltungen im Freien hingaben, vergnügte ich mich daran, in einem stillen Winkel meine Nase in ein Buch zu stecken. Gute Romane waren in meinen jungen Jahren sehr theuer, und ich konnte nicht, wie heutzutage, „David Copperfield", oder „Vanity Fair", oder „Ivanhoe" für einen halben Schilling bekommen. Allein konnte ich sie nicht kaufen, so konnte ich sie borgen — Bücher waren meine einzige Leidenschaft — und da ich kein Freund von Cricket, Fußball und anderen athletischen Uebungen war, machte meine Bildung größere Fortschritte, als die jener schönen Burschen, die auf versengtem Gras und kothigen Feldern, stoßend und schlagend alle ihre freie Zeit verbringen.

In früherer Zeit pflegte ich nach jedem Roman, den ich bekam, ob gut oder schlecht, zu greifen, aber als ich älter wurde, mehr Kenntnisse erworben hatte, entwickelte sich mein Geschmack.

Ich las Balzac, um von ihm zu lernen, denn Balzac war ein geborener Detectiv. Charles Dickens lese ich zum reinen Vergnügen. Das goldene Thor seines Zaubergartens öffne ich nur, wenn ich müde an Leib und Seele, angeekelt von der Abscheulichkeit des realen Lebens bin. Es ist ja selbstverständlich, daß ein Mann meines Berufes ein tieferes Interesse für Kriminalgeschichten als für andere Dichtungsarten haben muß, und ich schäme mich nicht, eine Vorliebe für solche Romane zu bekennen, in welchen der Schriftstelleer das Geheimniß eines Verbrechens verwebt und löst. Ich glaube, alle Kriminalgeschichten Gaboriau's und Boisgobey's gelesen zu haben, ich war wie gebannt bei Bulwer's „Lucretia", bei „Armadale", der „Frau in Weiß", bei „Martin Chuzzlewit" und dem ungelösten Räthsel von „Edwin Drood"; und durch diese ergötzliche Lektüre inspirirt, schreibe ich nun selbst einen genauen Bericht aller jener mir vorkommenden Fälle nieder, die irgend ein Interesse für den Romanleser bieten können.

Aber ach, wenn ich den mysteriösen Fall mit den Komplikationen, Verwicklungen, Leidenschaften vergleiche, mit welchen der Romanschreiber, bequem in seinem Lehnstuhl sitzend, arbeitet, empfinde ich die Grenzen eines Erzählers, der von wirklichen Erfahrungen, oft der gemeinsten Art, berichtet.

So viel als Vorwort, das ich, vielleicht mehr, mich vor mir selbst zu entschuldigen geschrieben habe, denn meine zukünftigen Leser werden wahrscheinlich diese Blätter nicht zu sehen bekommen, ehe ich aus dem Bereich ihrer Kritik bin. Und nun zu meiner Erzählung, der neunundzwanzigsten der aus gewählten Geschichten meines Buches, vielleicht der letzten, denn ich denke ernstlich daran, mich vom Polizeidienst zurückzuziehen. Ich habe gut gespeist, meine Frau ist mit einer Nachbarin in's Drury-Lane-Theater gegangen, im Hause ist's still, das Feuer im Ofen brennt behaglich und der Trieb zum Schaffen wird mächtig.

Wenn die Natur mir Erfindungsgabe verliehen hätte, so wäre ich aufgelegt, einen modernen Monte Christo zu schreiben, zu wühlen in dem sumpfigen Paris Louis Philippe's, um eine kriminalistische schwarze Perle aufzufinden; aber ach, ich kann nur das schreiben, was ich gesehen und erfahren habe.

Der Mord von Bloomsbury bietet dem Erforscher des Verbrechens mehr als gewöhnliches Interesse, erstens, weil es in seiner Ausführung kühner als der eines Durchschnittsmörders ist; zweitens, weil, wie eng auch das Netz ist, das ich um ihn zu schlingen im Stande bin, immer zuletzt ein ungewisser Punkt bleiben kann, der die Ueberführung vereitelt.

Die Kühnheit, mit der der Mord verübt wurde, ist in der Geschichte der vorbedachten Verbrechen noch nicht dagewesen. Ein Mann folgt einer Frau die Treppe hinauf zu ihrem Zimmer, schießt ihr eine Kugel durch den Kopf und geht leise und schnell die Treppe wieder hinunter, ist aus dem Hause, ehe ihn Jemand aufhalten kann.

Eine kühle Hand, wahrlich; besonders wenn man bedenkt, daß, obwohl es schon zu später Stunde war, die Straßen nicht leer waren, sein Benehmen und Aussehen, als er von dem Thatort fortging, nichts zeigte, was Aufmerksamkeit erregt haben würde; denn meine genauesten Erkundigungen waren erfolglos gewesen, Jemanden zu finden, der einen eilenden Fußgänger von aufgeregtem Aeußeren gesehen hätte, oder einen Kutscher, der eine Fahrt zwischen ein Uhr und halb zwei Uhr von der Dynevorstraße oder der unmittelbaren Nachbarschaft gemacht hätte. Aber obwol es mir nicht gelungen war, eine Spur des Mörders nach der That zu finden, so war ich so glücklich, eine deutliche Spur desselben vor der Verübung des Verbrechens zu entdecken. Meine eingehenden Erkundigungen bei den Dienstleuten der angrenzenden Häuser, die meistens Logirhäuser sind, hatten das Resultat, daß ich auf Nummer 16, drei Häuser vom Thatort, ein Mädchen für Alles entdeckte, das zwischen Zwölf und Eins am Thor auf einen Burschen mit einem Truthahn wartete, der für den Weihnachtsabend versprochen wurde, aber um Mitternacht noch nicht abgeliefert worden war.

Das Mädchen, das intelligent und, wie ich auch glaube, verläßlich ist, erzählte ihre Eindrücke von einem großen, breitschulterigen Mann in einem Havelock und weichen Hut, der mehrere Male im Gespräch mit Lisa Rayner am Thor vorübergegangen war. Das Mädchen kannte alle Parteien von Nummer 13 vom Sehen und konnte schwören, daß die Frau, die mit jenem großen Mann ging, die vom dritten Stock gewesen sei. Sie hatte oft bemerkt, daß die vom dritten Stock spät Abends nach Hause kam und hatte gedacht, wie eigenthümlich es sei, daß eine junge Frau daran Gefallen finden könne, allein im Dunkeln spazieren zu gehen. Zuweilen hatte sie Frau Rayner auf entfernteren Plätzen — am Gordon- oder Tapisplatze getroffen, als sie, Phoebe Miller von ihrem Ausgang zurückgekehrt war und hatte sie bemitleidet, als sie sie immer allein sah. Eines Abends, als sie von einer Tante in Walworth heimkam, hatte sie die Partei vom dritten Stock auf einer steinernen Bank der Waterloobrücke sitzen gesehen, „die trostloseste Gestalt, die es geben konnte."

Im Laufe des Gesprächs mußte man zum größten Theil nicht dazugehörige Sachen anhören, viel Spreu mit dem Korn in den Kauf nehmen; allein ich betrachtete Alles, was ich über die Gewohnheiten der Ermordeten hören konnte, nicht als überflüssig und ohne einen gewissen Werth.

Phoebe Miller hatte sich umso mehr für den Herrn, der mit Frau Rayner ging, interessirt, weil sie sie zum ersten Male in Gesellschaft gesehen und ferner, weil Frau Rayner die ganze Zeit heftig hinter ihrem Schleier geweint habe und der Herr auch aufgeregt zu sein schien. Sie hatte ihn mehr als einmal, als sie vorbeigingen, „um Gotteswillen" sagen gehört und einmal: „Um Gotteswillen, Liebste", was sie glauben ließ, er müsse eine alte Liebe von Frau Rayner sein.

Auf die Frage, wie oft die Beiden an ihr vorübergegangen seien, begann sie zu schwanken, wie diese Art Zeugen es immer zu thun pflegen. Sie wolle ihr Wort nicht für eine bestimmte Zahl verpfänden, aber sie wäre sicher, daß sie mehr als dreimal und nicht mehr als fünfzehnmal vorübergegangen wären; sie gingen so weit bis zur ersten Kreuzung und kamen dann zurück. Als ich dann in ihr fortgegangen war und die Entfernung abschritt, fand ich, indem ich den durchschnittlichen Schritt einer Frau annahm, daß der Weg fünf Minuten beanspruchte. Angenommen, sie gingen sechsmal an dem Mädchen vorüber, so war eine halbe Stunde vergangen, und es war nicht wahrscheinlich, daß sie eine halbe Stunde lang auf einem Platz auf- und abgegangen waren. Zweifellos hatte das Mädchen die Zahl unbewußt übertrieben.

Ueber Bruchstücke des Gesprächs, das sie bei ihrem Vorübergehen aufgefangen, befragt, konnte sie sich nur an drei oder vier abgerissene Sätze erinnern. Einmal hatte Frau Rayner gesagt: „Ich glaubte, daß Du Dein Versprechen halten würdest." Und einmal hatte der große Mann gesagt: „Als wir so unglücklich mit einander waren." Sie hatte auch das Wort „Goldminen" und dann das Wort „Afrika" gehört.

Dies schien zu stimmen. Der Mann, der ihr das afrikanische Geld gegeben, war der, der sie erschossen hatte.

Ob sie im Stande wäre, ihn zu erkennen, wenn er ihr entgegengestellt werden würde? Phoebe bejahte das bestimmt; als ich sie jedoch genau über seine Gesichtszüge befragte, konnte sie mir nichts sagen, außer daß er dunkel war und einen lichtbraunen Bart gehabt hätte.

„War es ein langer Bart und welche Form hatte er?"

„Kurz, viereckig und von sehr hübscher Farbe — röthlich-golden, aber mehr golden als roth.

Der Mann war also dunkel mit lichtem Bart. Ueber seine Gesichtszüge konnte sie nichts sagen; die Nase mochte gebogen oder aufgestülpt sein, die Augen schwarz oder grau; Alles, mit Ausnahme des Bartes, war undeutlich gewesen, ausgenommen die dunkle Hautfarbe, die vielleicht der Schatten vertieft haben mochte. In dem ungewissen Licht der Londoner Gaslaternen in einer Dezembernacht war es nicht leicht, eine Gesichtsfarbe zu beurtheilen.

Phoebe aber protestirte dagegen und behauptete, sie würde den Herern überall erkennen.

Die Erfahrung hat mich jedoch gelehrt, was von Zeugen dieser Art in Bezug auf Agnosciren zu erwarten ist.

Hatte sie Frau Rayner und den Herrn in Nummer 13 hineingehen sehen?

„Nein. Sie hatte sie aus dem Gesicht verloren, als der Bursche mit dem Truthahn kam; sie hatte diesen vor dem Thor übernommen, in die Küche getragen und das Haus für die Nacht geschlossen." Auf die Frage, ob sie die Zeit angeben könne, wann dies geschah, erwiderte sie geläufig, es wäre ein Viertel auf Eins der Küchenuhr gewesen; allein sie gestand, daß die Küchenuhr gewöhnlich zu langsam gehe und nicht verläßlich sei, was zu Klagen der Miether wegen unpünktlicher Mahlzeiten Anlaß gebe.

Die gute Phoebe! Sie ist ein munteres Mädchen, voll Intelligenz, aber ich sehe in ihr eine der schlechtesten Zeuginnen — geschwätzig und allzu eifrig. Das Geld von der Johannesburger Bank, und daß Phoebe „Afrika" nennen gehört hatte, zeigte mir deutlich den Punkt an, auf den sich mein Streben zu konzentriren hatte. Ich mußte also den Mann aus Afrika finden. Alles bezeichnete ihn als den Mörder, er war kurze Zeit, ehe der Schuß abgefeuert worden war, mit ihr gesehen worden, hatte mit seinem Opfer ein peinliches Gespräch geführt, wie ihre Thränen dargethan hatten; es wurden Worte gesprochen, die auf den Bruch eines Versprechens hinwiesen; ihre gegenseitigen Beziehungen waren derart, daß sie sich nicht fürchten mußte, ihn ins Haus einzulassen, und aus dem Zeugniß der Hausfrau war es sichtlich, daß sie nicht die Person war, einen Fremden aufzunehmen.

Es bleibt also nach genauer Erwägung nur die Möglichkeit übrig: Daß ein Fremder ohne ihr Wissen ins Haus gelangen konnte, Jemand, der von dem Geld, das sie bei sich trug, wußte, und es ihr rauben wollte; doch daß Jemand, der mit diesem Vorsatz das Haus betrat, so handeln sollte wie der Mörder gehandelt, scheint im höchsten Grade unwahrscheinlich. Kein Alarm wurde geschlagen, bis der Schuß abgefeuert worden war — man konnte den Verbrecher in seinem Vorhaben nicht aufhalten. Die besondere Art des Mordes, der Flucht des Mannes, lieferte den Beweis, daß er nur ein Motiv zum Betreten des Hauses gehabt, das war: Lysa Rayner aus der Welt zu schaffen.

Aus irgend einem Grunde sollte die Frau fort; und dieser Mann nahm den kürzesten und kühnsten Weg dazu. War er jener Mann aus Afrika? Die Geldsumme, die zweifellos ein paar Stunden vor ihrem Tode aus seiner Hand in die ihre gelangt war, weist auf keinen Raubmord hin; auch die Thatsache ihrer tiefen Armuth während ihres Aufenthaltes in der Dynevorstraße ist kein Argument gegen diese Annahme, da sie Frau Delamere erzählt hatte, daß sie den Mann, den sie liebe, aus den Augen verloren habe und nicht wisse, ob er todt oder lebend sei.

Der geliebte Mann erschien wieder auf dem Schauplatz und suchte sie sogleich nach seiner Ankunft auf. Das Datum, das auf den Banknoten gezeichnet war, bewies, daß er sie, kurz ehe er Afrika verlassen, erhalten hatte, und daß ein genügend langer Zeitraum für die Reise von Johannesburg nach Capstadt und die Fahrt nach England übrig blieb. Er kam sogleich nach seiner Ankunft mit ihr zusammen und gab ihr die für sie große Geldsumme. Dennoch war ihr Betragen, die Banknoten auf der Brust zu tragen, das Betragen einer verzweifelten Frau; seine Freigebigkeit hatte sie also nicht befriedigt, es mußte irgend etwas Anderes zwischen ihnen sein — vielleicht ein nichtgehaltenes Versprechen. Genügte dieses Etwas, um ihn zu einem Mörder zu machen? War es so wichtig, daß er dieser Frau los und ledig werden wollte, nicht vor einem abscheulichen Verbrechen zurückschreckte, um sich von ihr zu befreien?

Die Beantwortung dieser Frage hängt ganz von dem Charakter des Mannes ab. Es giebt nichts, was einen Menschen vom anderen mehr unterscheidet, als die Achtung vor einem Menschenleben. Es giebt geborene Mörder, gleichwie geborene Poeten; in der That, ich bin geneigt, zu glauben, daß der Mörder geboren wird und nicht das Opfer von Umständen, das Geschöpf der Umgebung ist, für das wir ihn halten. Er kommt mit grausamen Trieben auf die Welt, Blutvergießen ist ihm fast Nothwendigkeit, ein sorgfältig ausgedachter Mord fällt ihm, in seiner Herzens- und Gemüthsrohheit gerade so leicht, wie dem geborenen Mathematiker ein Problem. Die Morde, die aus unbedeutenden Motiven, um geringen Gewinn oder um einer unbesiegbaren Schwierigkeit zu entgehen, begangen werden, beweisen, daß es Gemüthsanlagen giebt, die bei der ersten Versuchung oder bei der ersten Nothwendigkeit dem Verbrechen anheimfallen. Ich meine, daß der Mann aus Afrika zu dieser Klasse gehört. Die Frau hatte ihm die stärksten Beweise gegeben, daß sie ihm beschwerlich fallen würde, er hatte ihr etwas versprochen, sehr wahrscheinlich die Ehe, und sie hatte aus diesem Versprechen eine Geißel aus Skorpionen gemacht. Er war vielleicht ein brutaler, gefühlloser Mensch, der nicht im Stande war, über den engen Kreis seiner eigenen, unmittelbaren Interessen zu blicken, und hatte nur ein Entkommen aus dieser Schwierigkeit gesehen. Jenes Leben würde ihm wahrscheinlich lästig fallen, so lange er lebte: das einzige Mittel war, dieses Leben abzuschneiden, sogleich, ehe die Geschichte, die die Frau zu erzählen hatte, bekannt werden und ihm schaden konnte.

Er hatte vielleicht ein wildes, abenteuerndes Leben auf jenem unbekannten Erdtheil geführt, war mit dem Revolver in der Tasche bereit gewesen, Schuß für Schuß abzufeuern, lieber zu tödten, als getödtet zu werden; wie oft hatte er in jenen wilden Ländern plötzlichen Tod mitangesehen, und der Schrecken eines solchen würde kaum seine abgehärteten Nerven berühren. Mit dem Revolver in der Tasche ging er an der Seite der Frau, die weinte und klagte, ihm vorwarf, daß er sie für so lange Zeit verlassen und in ihn drang, Alles nun wieder gut zu machen; und während sie ihre Vorwürfe hervorschluchzte, überlegte er, wie das Ding am besten zu machen sei.

Der Mann aus Afrika war offenbar die erste Person, die gefunden werden mußte; und während ich in einem Kaffeehause nahe der Dynevorstraße frühstückte, sah ich in den Zeitungen nach der Ankunft der Dampfer von den Capkolonien. Ich fand, daß der „Saxon" am Morgen vorigen Tages in Southampton angekommen war. An einem Wochentage wäre ich geradeaus in das Londoner Bureau der Gesellschaft gegangen, um mit meinen Erkundigungen zu beginnen, und ebenso in das Bureau der südafrikanischen Bnak in der Threadneedlestraße, aber da es nicht so war und ich wußte, daß die einzige Aussicht, etwas in der Sache zu thun, in Southampton möglich war, machte ich mich mit dem ersten Zug, den ich bekommen konnte, dahin auf den Weg.

In Southampton war meine Aufgabe an Bord des „Saxon" zu gehen, oder vielmehr, den Obersteward aufzusuchen. Es war fast gewiß, daß er den Christtag auf „fester Erde" verbrachte, und so würde es ein Wunder sein, wenn ich ihn ohne Mühe und Aufschub fände.

Das Bureau der afrikanischen Dampfschifffahrtsgesellschaft war geschlossen, und somit war dort nichts mehr zu thun. Das Schiff lag im Hafen, und so mußte ich mich, wenn ich keine Auskunft zu Lande bekam, an Bord begeben. Es war schlechtes Wetter eingetreten; ein feiner dünner Regen fiel vom grauen Himmel und hüllte die Werften in eine Wolke, das Wasser war mit grauem Nebel bedeckt. Es nützte nichts, an Bord des verlassenen Dampfers zu gehen, ehe ich den Obersteward in Southampton, wo er wahrscheinlich den Weihnachtstag verbrachte, zu finden versucht hatte. Da er langjähriger Beamter der Gesellschaft war, würde man in einem Gasthause in der Nähe der Werften sicher von ihm erfahren können.

Ueber diesen Vorgang will ich nicht weiter berichten, denn wegen des Feiertages war das Nachfragen noch langwieriger als gewöhnlich.

Es war Mittagszeit in den Werften, die Luft war von dem schweren Geruch von Roastbeef und Puddings erfüllt, und der Geruch der Würste und Truthähne vermischte sich mit dem der Schank- und Trinkstuben. Es war Abend geworden, als ich den Obersteward in einer Villa auf dem Wege nach Bassel entdeckte, und es war bereits die Zeit zum Abendbrod, als ich mich in dessen engem, kleinem Speisezimmer einfand, wo er im Schooß seiner Familie, zu Ehren des Tages, eigenhändig einen Fisch briet.

Der Steward ist ein Weltmann und gewöhnt, zu allen Zeiten gestört zu werden. Er empfing mich sehr höflich, obwohl es seiner Frau und Familie nicht ganz recht zu sein schien. Als ich die Ursache meines Besuches erklärt hatte, bestand er darauf, daß ich zum Abendbrod bleiben müsse, was mir nicht unwillkommen war, denn ich hatte, seit ich London verlassen, mein Leben mit Sandwiches und Cognac gefristet. Nach dem Abendbrod zog er mich in das angrenzende Empfangszimmer, wo wir uns an einen mit Andachtsbüchern und Photographien-Albums bedeckten runden Tisch setzten und wo Herr Palby, Obersteward auf dem „Saxon", alle Fragen, die ich an ihn zu stellen Lust hatte, beantwortete.

Nun muß man bedenken, daß Herr Palby als Obersteward wahrscheinlich nichts über Zwischendeckpassagiere oder solche der zweiten Klasse wissen würde. Und welchen Grund hatte ich, anzunehmen, daß der Mann, den ich suchte, ein Passagier erster Klasse gewesen, der seine Reise unter den Augen des Obersteward machte?

Mein Grund war: daß der Mann, welcher der von ihm gekränkten Frau so leicht hundertzwanzig Pfund gab, einen Ueberfluß an Geld besitzen mußte und daher sich wahrscheinlich alle für eine Winterreise nöthige Bequemlichkeit, die Geld nur erkaufen kann, vergönnen konnte.

Dies Alles konnte ich also Herrn Palby während des Gespräches, das von zehn Uhr bis Mitternacht dauerte, herausziehen. Seine Familie spielte im Nebenzimmer Karten, als wir das Gespräch begannen, und sie waren Alle bereits eine Stunde vorher ins Bett gegangen, als er mich in die feuchte, neblige Nacht hinausließ. Wie langweilig auch der Steward vom Gegenstand abschweifen mochte, so war ich es nicht, der ihm die Rede abschnitt. Geduld und Ausdauer, eine rasche Auffassung, ein waches Ohr, sind die Haupterfordernisse meines Berufes, und in der That, ohne Selbstlob möchte ich sagen, daß man, um im Kriminaldienst vorwärtszukommen, alle Sinne zusammenhalten, und die Kraft der Aufmerksamkeit im höchsten Grade nähren muß. Jemand, der mitten in einem langweiligen Gespräch gähnt, ist nicht der Mann, das Gold der Thatsachen vom Quarz des Geschwätzes loszulösen.

Es waren diesmal nicht viel Passagiere erster Klasse auf dem „Saxon" gewesen; Erwachsene, männliche Passagiere nur sechs. Einer von diesen hatte an Auszehrung gelitten, war zur Kur nach Transvaal geschickt worden, und kehrte heim, um zu sterben. Dieser Herr verließ während der Reise kaum seine Kabine und ward in Southampton ans Land getragen. Ein anderer Passagier war ein alter Afrikander Kaufmann, der mit Tochter und Enkelin reiste. Drei andere waren mit Frau und Familie. Der sechste war Junggeselle, groß, breitschulterig, hübsch, mit sonnverbrannter Hautfarbe und lichtbraunem Bart.

(Fortsetzung folgt.)

Die Suche nach Piratengold.

Es sind nicht nur die Amerikaner, die Expeditionen ausrüsten, um Schätze, die von den Fluthen verschlungen sein sollen, zu graben. Wie aus Petersburg berichtet wird, hat sich ein angesehener russischer Kaufmann, Namens Zymnikow, an die Spitze eines ähnlichen Unternehmens gestellt. Mit einer ganzen Flottille von Booten ist er auf der Wolga in der Nähe der Gemeinde Kotow erschienen und hat dort Sondirungen vornehmen lassen. Von Zeit zu Zeit werden auch einige Taucher in die Tiefe geschickt, um den Grund zu untersuchen. Es handelt sich darum, einen Schatz wieder aufzufinden, dessen Werth auf 30 Millionen Rubel geschätzt wird, und den der berühmte Räuber Stenkoi Razynim verborgen hat.

Schon seit Langem erzählte man sich von den Reichthümern des „Vaters" Wolga, wie dieser schöne Fluß genannt wird. Man erzählt sich, daß Stenkoi, als er vor dem Oberst Michelsohn, dem Schrecken der Räuber, hart bedrängt wurde, dort mit fünf Attamans zusammengekommen wäre, und daß sie Alles, was sie an Gold, Silber und Edelsteinen besaßen, in den Grund versenkt hätten, damit „diese Schätze nicht in die Hände der Ungläubigen fielen". Sie Alle hätten sich durch einen feierlichen Eid verpflichtet, niemals den Ort zu verrathen, wo sie ihren Schatz versenkt hätten. Kürzlich ist nun der letzte Nachkomme des Räubers Stenkoi gestorben. Als er sein Ende nahen fühlte, gestand er sein Geheimniß dem erwähnten russischen Kaufmann, und gab ihm alle nöthigen Fingerzeige. Der ehrenwerthe Kaufmann glaubt an die Aufrichtigkeit des Sterbenden, und hat so das Risiko auf sich genommen, eine Expedition mit hohen Kosten auszurüsten, um in den Besitz des sagenhaften Schatzes zu gelangen.

Der Sturm sprach einst: ich kenne
Die Welt, denn ich zerpflücke sie;
Da sprach der Reif: ich kenne
Sie näher, ich erdrücke sie;
Die Sonne lacht: ich kenne
Sie besser, ich beglücke sie.